

(Nachdruck verboten.)

57]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Negö.

(Schluß.)

„Die Hochzeit möchte ich gern mitmachen,“ sagte Lasse eifrig, während sie weiter schlenderten. „Es ist doch interessant, zu sehen, wenn einer aus der Familie es zu etwas bringt.“ Pelle sagte das ein wenig als Vorwurf auf, sagte aber nichts.

„Wollen wir uns den neuen Hafen einmal ansehen?“ fragte er.

„Nein, jetzt geht die Sonne unter, und jetzt will ich nach Hause und zu Bett. Ich bin alt, Du aber, geh Du nur. Ich will schon nach Hause zurückfinden.“

Pelle schlenderte hinab, bog dann aber ab und ging nach Norden zu. Er wollte hin und Marie Nilsen Adieu sagen. Er schuldete ihr ein freundliches Wort für all ihre Güte. Sie sollte ihn auch ausnahmsweise einmal ein wenig ordentlich in Kleidern sehen. Sie war gerade von der Arbeit gekommen und war im Begriff, ihr Abendbrot zurecht zu machen.

„Nein, Pelle, bist Du das!“ rief sie erfreut aus, „und so fein wie Du bist. Du siehst ja aus wie ein Prinz!“ Pelle mußte dableiben und mit ihr essen.

„Ich bin eigentlich nur gekommen, um Dir für all Deine Freundlichkeit zu danken und um Dir Lebewohl zu sagen. Morgen reise ich nach Kopenhagen.“

Sie sah ihn ernst an. „Dann freust Du Dich wohl!“

Pelle mußte erzählen, was er erlebt hatte, seit sie sich zuletzt gesehen hatten. Er sah da und sah sich dankbar um in der ärmlichen, reinen Stube, wo das Bett so keusch an der Wand stand, mit einer schneeweißen Decke zugedeckt. Diesen Duft nach Seife und Reinlichkeit und ihren frischen, schlichten Sinn vergaß er wohl niemals. Sie hatte ihn mitten in all seinem Elend aufgenommen und ihr weißes Bett nicht zu gut gehalten, während sie den Dreß von ihm abschruppte. Wenn er in die Hauptstadt kam, wollte er sich photographieren lassen und ihr sein Bild schicken.

„Und wie lebst Du denn jetzt?“ fragte er weich.

„Gerade so wie damals, als Du mich zuletzt gesehen hast. — Nur ein wenig einsamer,“ antwortete sie ernsthaft.

Und dann mußte er gehen. „Leb wohl und laß es Dir so recht gut gehen!“ sagte er und schüttelte ihr die Hand. „Vielen Dank für alles Gute!“

Sie stand nur da und sah ihn stumm an mit einem unsicheren Lächeln. „Ach nein, ich bin ja doch auch nur ein Mensch!“ brach es plötzlich aus ihr hervor, und sie schlang heftig die Arme um ihn.

Und dann brach der große Tag an! Pelle erwachte mit der Sonne und hatte die grüne Kiste schon gepackt, ehe die anderen aufstanden, und dann ging er umher und suchte nicht, was er mit sich anfangen sollte, vor lauter Unruhe und Spannung. Er antwortete in den Nebel hinein, die Augen schauten in lichte Träume. Am Vormittage trugen er und Lasse die Kiste nach dem Dampfer, um am Abend freie Hand zu haben. Von dort gingen sie zur Kirche, um Alfreds Trauung beizuwohnen. Pelle wäre gern weggeblieben; er hatte genug mit sich selbst zu tun, und hatte keine Teilnahme für Alfreds Tun und Treiben, aber Lasse drang ihn ein.

Die Sonne stand hoch am Himmel und glühte in die schiefen Gassen hinab, daß das Fachwerk Leer schwiigte und die Pfingststeine stauten; vom Hafen her hörten sie den Trommelschläger Geringe ausrufen und eine Auktion ankündigen. Die Leute strömten zur Kirche in atemloser Unterhaltung über dieses Glückskind Alfred, der es soweit gebracht hatte.

Die Kirche war voll von Menschen. Sie war festlich geschmückt, und oben um die Orgel herum standen acht weiße Jungfrauen, die singen sollten: „Es ist so lieblich, zusammen zu sein.“ Lasse hatte nie etwas Ähnliches von Trauung erlebt. „Ich bin ganz stolz,“ sagte er.

„Er ist ein Windbeutel!“ antwortete Pelle. „Er nimmt sie bloß der Ehre wegen.“ Und dann trat das Brautpaar vor den Altar. „Es ist doch gewaltig, wie sich Alfred den Kopf

eingeschmiert hat,“ flüsterte Lasse. „Er sieht ja aus, wie ein abgeledeter Kalbstopf. Aber sie ist hübsch. Es wundert mich nur, daß sie ihr keinen Myrtenkranz aufgesetzt haben. Da ist doch wohl nichts passiert?“

„Sie hat ja das Kind,“ antwortete Pelle flüsternd. „Sonst hätte er sie ja nie im Leben gekriegt.“

„Ach so! Ja, es ist aber doch fix von ihm, sich solche feine Frau zu kapern.“

Jetzt sangen die Jungfrauen, es klang gerade so, als wären es Engel vom Himmel, die den Bund besiegeln sollten.

„Wir müssen uns so hinstellen, daß wir gratulieren können,“ sagte Lasse und wollte sich in den Gang hinüberdrängen, aber Pelle hielt ihn zurück.

„Ich fürchte, er kennt uns heute nicht, aber sieh nur, da ist der Dheim Kalle.“

Kalle stand eingeklemmt in dem hintersten Stuhl, er mußte dort bleiben, bis alle hinausgegangen waren. „Ja, ich wollte ja auch gern an diesem großen Tag teilnehmen,“ sagte er; „ich wollte Mutter eigentlich auch gern mitnehmen, aber sie meinte, ihr Kleid wäre nicht anständig genug.“ Kalle hatte einen neuen grauen Beiderwandanzug an, er war noch kleiner und krummer mit den Jahren geworden.

„Warum hast Du hier ganz unten in der Ecke gestanden, wo Du doch nichts sehen kannst? Als Vater des Bräutigams hättest Du Deinen Platz doch auf der ersten Bank haben müssen?“ sagte Lasse.

„Da hab' ich auch geessen. Hast Du mich nicht neben Kaufmann Lau sitzen sehen? Wir haben ja aus demselben Gesangbuch gesungen. Hier bin ich nur im Gedränge hereingeraten. Ich sollte nun ja auch mit zum Hochzeitschmaus. Ich bin feierlich eingeladen, aber ich weiß nicht recht.“ Er sah an sich herunter. Blödlisch machte er eine Bewegung und lachte auf seine eigene, verzweifelte Art und Weise: „Ach, was stehe ich hier und erzähle Leuten, die es doch nicht glauben, Lügengeschichten. — Ne, Schweine gehören nu doch mal nich in die Känglei. Ich könnt ja einen üblen Geruch verbreiten, wißt Ihr. Leute, wie wir, haben ja nicht gelernt, Parfüm zu schmecken.“

„Ach so! Er ist zu fein, um seinen eigenen Vater zu kennen. Für Deibel! Dann komm Du mit uns, damit Du nicht hungrig fortzugehen brauchst.“

„Ne, ich bin so überfüttert mit Braten und Wein und Kuchen, daß ich für diesmal nichts mehr runterkriegen kann. Nu muß ich nach Haus und Mutter von all der Herrlichkeit erzählen. Ich hab ja drei Meilen zu gehen.“

„Und zu Fuß bist Du hierher gekommen? Sechs Meilen! Das ist zu viel für Deine Jahre!“

„Ich hatt' auch eigentlich darauf gerechnet, daß ich die Nacht hierbleiben würde, ich dacht' mir ja nicht — — —“

„Na, da hat 'ne Gule geessen! Höher können Kinder doch wohl nicht kommen, als daß sie ihren eigenen Vater nicht mehr kennen. Anna is nun auch auf dem besten Wege, sein zu werden. Soll mich wundern, ob sie mich noch lange kennt. Ja, ja, Kalle Carlsen ist aus feiner Familie. Na, dann adjö!“

Müde setzte er sich in Trab, um heimzukehren. Ganz jammervoll sah er aus in seiner Enttäuschung. „So elend hat er nie im Leben ausgesehen!“ sagte Lasse und starrte ihm nach. „Und es gehört doch was dazu, ehe Bruder Kalle das Gewehr in den Graben wirft.“

Gegen Abend gingen sie durch die Stadt, hinunter an das Dampfschiff. Pelle machte lange Schritte, eine eigene feierliche Stimmung ließ ihn schweigen. Lasse trippelte vornüber gebeugt an seiner Seite. Etwas Mäglisches war über ihn gekommen. „Nun vergißt Du wohl nicht auch Deinen alten kommen. Nun vergißt Du wohl auch Deinen alten Vater?“ sagte er wieder und wieder.

„Das hat wohl keine Not,“ entgegnete Sort. Pelle hörte nichts davon, seine Sinne waren auf der Wanderung begriffen.

Der Herdrauch senkte sich blau in die enge Gasse hinab. Die Alten saßen draußen auf den Treppen und besprachen die Tagesneuigkeiten; die Abendsonne fiel auf runde Brillen, so daß die runzeligen Gesichter mit großen Feuer- augen vor sich hinstarrten. Dieser Abendfriede lag auf der Straße, Aber drinnen in den finstern Gassen wußelte es, mit

Dieser ewigen, dumpfen Anruhe, wie von einem großen Tier, das sich dreht und wendet und nicht einschlafen kann. Hin und wieder flammte es auf in einem Schrei oder Kinderweinen und begann von neuem — wie ein schwerer, ringender Atemzug. Pelle kannte es wohl, dies gespensterhafte Puffeln, das stets von dem müden Lager des armen Mannes ausging. Das waren die Sorgen der Armut, die die bösen Träume für die Nacht einsammelten. Aber er liebte diese Welt der Armut, die ihr Leben so unbeachtet in der Stille verblutete, in seinen Gedanken ersterben wie ein trübseliges Lied und starrte hinaus auf die See, die errötend am Ende der Straße lag. Jetzt zog er in die Welt hinaus.

Der verrückte Anker stand oben auf seiner hohen Treppe. „Lebwohl!“ rief Pelle, aber Anker begriff nichts. Er wandte das Gesicht zum Himmel empor und sandte seinen krankhaften Ruf hinaus.

Pelle warf einen letzten Blick auf die Werkstatt. „Da drinnen habe ich manch eine gute Stunde verbracht!“ dachte er und erinnerte sich an den jungen Meister. Der alte Jörgen stand draußen vor dem Fenster und spielte mit dem kleinen Jörgen, der drinnen auf dem Fensterbrett saß. „Piep, piep, Kleinschön,“ rief er mit seiner hohen Stimme und versteckte sich und kam wieder zum Vorschein. Die junge Frau hielt das Kind, sie errötete vor Mutterfreude.

„Du läßt wohl von Dir hören,“ sagte Lasse noch einmal, als Pelle über die Keeling gebeugt da stand. „Vergiß auch Deinen alten Vater nicht!“ Er war ganz hüßlos in seiner Besorgnis.

„Ich werde schon nach Dir schreiben, sobald es mir gut geht,“ antwortete Pelle wohl zum zwangzigsten Male. „Aengstige Dich nur nicht!“ Siegesgewiß lächelte er dem Alten zu. Sonst standen sie schweigend da und sahen einander an.

Endlich setzte sich das Dampfgeschiff in Bewegung. „Daß es Dir gut gehet!“ rief er zum letztenmal, als sie um den Hafenkopf bogen und so lange er sie sehen konnte, schwenkte er die Mütze. Dann ging er nach vorn und setzte sich auf eine Rolle Lattenverk.

Was hinter ihm lag, hatte er alles vergessen. Er starrte nur immer hinaus, als könne die große Welt jeden Augenblick vor dem Steven auftauchen. Er machte sich keine Gedanken über das, was kommen würde, und wie er es angreifen wollte — er sehnte sich nur! — — —

Makarow.

(Nachdruck verboten.)

Von Werner Peter Larsen • Paris.

Das war damals im Herbst, als Makarow nach Deutschland kam. — „In die Freiheit“, wie er sagte, denn er kam aus Sibirien — an Leib und Seele zerstückt, mit zwei gedrohenen Rippen und einer Wunde am Hinterkopf, die ein prächtiger Barometer war. Es war keine sonderlich große Wunde, in knapper Faltergröße etwa, aber sie hatte dafür die Eigenschaft, nie zu heilen, und schließlich — für unsere Bedürfnisse reichte sie aus. Wir waren im großen ganzen über alles orientiert, was wissenschaftlich war; wir scherten uns den Teufel um das Minimum bei Island oder bei Irland, sondern ganz einfach — plötzlich beim Tee stöhnt Makarow laut auf, wird kreidebleich, krallt die Hände ins Tisch Tuch und sinkt bewußtlos vornüber — — —

„Makarow,“ sage ich, „Makarow . . .“
„Ja, ich will offen gestehen, daß ich in der ersten Zeit erschraf. Nach einer Weile aber kommt Makarow zu sich, lächelt mühsam und sagt:

„Nichts, Bruder, nichts . . . Es gibt Sturm und Regen . . .“
Und richtig, um Mitternacht beginnt es zu blasen, die Aeste vor den Fenstern schwanzen und stöhnen, und es gieht in Strömen. Nun, bitte — hatten wir unter diesen Verhältnissen Berechnungen nötig?

Trotzdem traten Sturm und Regen eigentlich nicht sehr häufig ein, sondern es war ein linder Herbst mit warmen, sonnigen Tagen, und die Wunde registrierte das mit dumpfem Wöhren. Makarow war glücklich.

„Wie schön,“ sagte er, „wie schön . . . Vielleicht — ja vielleicht könnte ich mich doch noch erholen?“

„Bagatelle,“ sage ich, natürlich erholst Du Dich.“
„D,“ sagt Makarow zaghaft, „Du weißt ja nicht, Bruder . . .“

Ich wußte nicht. — Und Makarow sprach nicht, — seine ganze Seele lag offen vor mir da, aber von manchen Dingen sprach er nicht, es war als hinderte ihn daran eine stolze vornehme Scham; und stets, wenn er sich ankleidete und schlief, hielt er sein Zimmer ängstlich verschlossen; einmal aber — ja, einmal da sah ich ihn doch, und ich verriet mich, denn ich mußte stöhnen . . . da warf er hastig ein Laten um, und ich tat, als sei nichts geschehen. . . .

„Weil er keine Haut hat“, durchfuhr es mich, „deshalb also . . .“
Denn er hatte nur Narben und Striemen.

— Das war damals im Herbst, als wir unten im Grunewald wohnten, in einer winzigen grünen Villa, und gerade in Berlin einen brasilianischen Vogel gekauft hatten, ein närrisches Tier, dessen prächtiger Schweiß Makarow entzündet hatte. Er ging durch die Straßen wie ein beglückter Schulfürche, das Bauer mit dem Vogel in der Hand, und ward nicht müde, ihn zu bewundern.

„Brasilien“, sagte er, „im Urwald . . . ja, da wächst so was . . . Sieh doch bloß diese Farben, dies Blau! Ist Dir etwas Ähnliches je — je — — —“

In diesem Augenblick tauchte er auf.

Ich vergesse es nie, wie er daherkam: ein kleiner gleichgültiger Herr, wie tausend andere, mit flinken grauen Augenlein und rot-blondem Schnurrbart. Er kam langsam heran, hob den Blick — für den Bruchteil einer Sekunde — ging vorüber . . .

„Was ist das für ein Tier?“ sage ich. „Makarow —?“

Aber Makarow wagt sich nur auf die Lippen und schweigt.

„Da gibt es ja wohl auch Kolibris?“ sagte er dann mit einem Male unvermittelt.

„Wo?“

„In Brasilien . . .“

Ich fühle, wie seine Gedanken wirbeln und irgend etwas fieberhaft in ihm wühlt und arbeitet.

Kolibris . . .

Dann aber rollt ein Wagen vorüber, für dessen Insassen Makarow sich interessiert; er blickt hinüber, bleibt stehen . . . er wendet den Kopf, und ich sehe, wie er unauffällig hineinspäht ins Gaster der Straße.

— Kaum hundert Schritt entfernt steht der gleichgültige Herr. Er steht vor einem Schaufenster, ruhig und selbstverständlich, als gehöre er just dahin, als bestehe die Welt für ihn einzig in dieser Auslage von Hemden und Strawatten.

„Kommt“, sagt Makarow und taucht ins Gedränge.

Aber da mit einem Male kommt auch Leben in den kleinen gleichgültigen Herrn, die Hemden interessieren ihn nicht mehr, er tut ein paar Schritte, verwickelt sich in ein Menschenknauel und ist verschwunden.

„Auto!“ ruft Makarow.

Und wir laufen davon.

Wir hatten zwei Stunden zu tun, um ihn loszuwerden, denn er jagte mit Passion, so leidenschaftlich, daß er selbst die Vorsicht vergaß.

Gegen Abend aber hatte er Pech; sein Auto kam nicht weiter, es war unrettbar eingeklemmt in einem Gewirr von Wagen — eine, vielleicht zwei Minuten lang . . .

Makarow hatte gefiegt.

Um die nächste Dämmerung aber schlich jemand ums Haus, drückte sich in den Schatten, witterte und schnupperte . . .

Menschenfleisch —

„Ich habe noch jemand in Lausanne“, sagt Makarow, „jemand, den — ich liebe; den muß ich noch einmal sehen. Ich glaube, ich muß mich eilen . . .“

An diesem Abend sah ich Makarow zum letzten Male. Es war, als er in den Nachtzug stieg, der ihn nach Lausanne bringen sollte, zu jemand, den er noch einmal sehen wollte, weil er ihn liebte. Er stand am Fenster, das Gesicht im Dunkel und rang um ein Lächeln.

„Leb wohl, Bruder. Und mach' Dir keine Sorgen . . .“

Nitšewo . . .

Dann zieht die Lokomotive an, die Wagen gleiten vorbei — —

Ich atme auf.

Makarows Waggon ist bereits aus der Halle.

Da plötzlich stehe ich wie versteinert . . .

Im letzten Coupé steht ein Herr, ein kleiner gleichgültiger Herr, mit zusammengekniffenem Mund und rötlichem Schnurrbart. Ich sehe ihn ganz deutlich, ich starre zu ihm hinüber — will etwas rufen, schreiben . . .

Da ist er verschwunden.

Ich stürze aufs Telegraphenamt. Ich schicke eine dringende Depesche ab. Und nach einer Stunde eine zweite, eine dritte . . .

Aber die Nacht vergeht. Und schließlich auch der Tag. Und noch viele Tage und Nächte . . .

— Makarow ist nie angekommen.

Haiti.

Von Dr. Wiese.

Die zurzeit vielgenannte Antilleninsel Haiti wird übereinstimmend von allen geographischen Schriftstellern wegen ihrer malerischen Lage, der Fruchtbarkeit des Bodens, des gesunden Klimas als das „Paradies der neuen Welt“ bezeichnet. Ueberaus günstig ist ja Haitis Lage. Diese zweite der großen Antillen erstreckt sich an der Einfahrt zum Mexikanischen Golf. Im Norden vom Atlantischen Ozean, im Süden von der Karibischen See umspült, wird sie durch die Windsivortspassage von Kuba und durch die Monastrasse von Puerto Rico getrennt.

Ihre größte Länge entfaltet die Insel zwischen dem Kap Engano und dem Kap des Trois; 688 Kilometer; ihre kleinste mißt

288 Kilometer zwischen den beiden tief ins Land einschneidenden Buchten von Samana und Port-au-Prince. Ihre stärkste Breitenentwicklung (264 Kilometer) liegt in fast nord-südlicher Richtung zwischen dem Kap Beata und dem Cabo Nabela, jedoch sinkt die geringste Breite, gemessen zwischen Grand Soave und Baint, auf 80 Kilometer, am Anzapfende der Samana-Insel liegt sogar nur auf 12 Kilometer. Dank seiner tief eingebuchteten Form besitzt Haiti eine relativ außerordentliche Küstenentwicklung; nämlich nicht weniger als 2800 Kilometer. Das Areal der Insel wird auf 75 074 Quadratkilometer geschätzt, ohne die umliegenden Eilande mitzurechnen. Sie wäre hinsichtlich ihres Rauminhalts mit Bayern oder Schottland zu vergleichen.

In welcher Richtung der Seefahrer sich auch der Insel des Kolumbus nähern mag, er entdeckt Berge und immer wieder Berge von bedeutender Höhe. Trotzdem erreichen die Gipfel nicht die Schneegrenzen; aber anscheinlich bleiben die vertikalen Erhebungen immerhin; nannte doch auch der naive Indianer sein Land das „hohe“, das „gebirgige“ Haiti. Der Monte Tina steigt 3140 Meter empor; mit dieser Erhebung bildet das Gebirgsgefüge Haitis das Haupt- und Zentralsystem der gesamten Antillen.

Zahlreich sind die Ebenen und Täler; dennoch nehmen die Berge fast dreimal soviel Land ein wie die Ebenen. Neben den 20 000 Kilometer flachen Strecken besitzt die Insel noch eine Fülle reizender und imposanter Täler. Unter diesen ist besonders erwähnenswert das vielgesehene Valle de Constanza, jener Ort ewiger Kühle im tiefen Innern der quisequeyanischen Antille, im Rahmen der stets üppigen Vegetation und der hohen majestätischen Bergeshäupter der Subida de la Palma, des Monte Tina, des Pico de Yaqui und des Cucuruchó. Die haitianischen Flüsse eignen sich nicht zu Verkehrsstraßen, da ihre Schiffbarkeit nur gering ist. Mancher Gebirgsbach erinnert an die Flußtäler des Harzes, in dessen Gründen die rauschenden Wasser mächtige und zahlreiche Sägemühlen treiben. Von den Seen Haitis ist der größte die Laguna de Enriquillo. Auf ihm kann Dampfschiffahrt getrieben werden.

Die besondere Gestaltung der Insel, ihre bis zu 3000 Meter ansteigenden Berge, ihre teils hochgelegenen, teils niedrigen Täler und Ebenen, ihre dichten Urwälder und offenen Savannen, ihre bald steilen, felsigen, bald flachen, sumpfigen Küsten, ihre tief einschneidenden Buchten und herborspringenden Promontorien (Vorgebirge) sind Ursachen einer überraschenden Verschiedenheit des Klimas. In den hohen Bergen La Selle kann der Reisende vor Kälte nicht schlafen; zur Sommerzeit glaubt er in den Straßen von Port-au-Prince zu erfriden. Die öden Striche des unteren Santiagotales entbehren monatelang des belebenden Regens; wo gegen Ende November die Süd- und Westküste große Dürre erleiden, wird die Nordseite der Insel von beständigem Regen erfrischt; Ende April jedoch wird auch die Südküste 5 bis 6 Wochen lang mit Regen bedacht, wohingegen im Norden trodrene Zeit herrscht. Das Klima, mein Gilbert, ist derart verschieden, daß die Bewohner der einzelnen Inselstriche in der Bezeichnung von Winter und Sommer nicht übereinstimmen. Im West-, Süd- und Engano-Departement nennt der Landsasse „Winter“ die Periode der Gewitter von April bis November. Im Nord- und Samana-Departement beginnt der Winter im Frimaire (Dezember) und endet im Germinal (April). Alsdann nämlich machen sich die Nordwinde fühlbar. Sie sind von nebligem, regnerischem Wetter begleitet, halten 3 bis 4 Tage an und kehren 2 bis 3mal im Monat wieder. Die Nächte und Morgen sind dann selbst kalt zu nennen; Pflanzen wachsen wenig.

Während früher die Landbebauung auf der überaus fruchtbaren Insel in Blüte stand, herrschen heute infolge fortwährender Bürgerkriege traurige Agrarkulturverhältnisse. Instrumente zur Bearbeitung kennt der haitianische Bauer nicht. Sogar die Bestrebungen der Regierung, den Pflug in den Ebenen einzuführen, sind vielfach gescheitert. Zum Schneiden, Mähen, Pflügen, Graben usw. gebraucht man die „Mantette“, ein langes Messer. In den Bergen liegen die Felder zerstreut und verwildert umher, ohne jedwede Ordnung. Gewöhnlich gleichen sie verwahrlosten Beeten, sind klein und von allerlei Unkraut durchsetzt. In den Ebenen findet man häufig Plantagen, Güter, die mehr als 100 Hektar Umfang umfassen. In der „großen Kultur“ werden hauptsächlich Zuckerrohr, Baumwolle, in der „kleinen Kultur“ Gemüse und sonstige Marktartikel gebaut. Hier und da findet man schönen Kaffee und Tabak; letzterer aber wird schlecht behandelt und erzielt nicht die guten Preise des Kubatabaks. Der Anbau von Mais und Reis genügt nicht einmal dem eigenen Verbrauch. Bananen sind in vorzüglicher Qualität vorhanden. Als Nährpflanzen kommen außerdem vor der Maniok, die Jameswurzel und die Batate. Von einer geordneten Forstwirtschaft kann auf Haiti nicht die Rede sein. Die Besitzer der Wälder schlagen nieder, was ihnen gefällt, ohne für Nachwuchs zu sorgen. Als Farbhölzer nennen wir in erster Linie den Katesche, dann den Mora, den Cochinnella, das Brasilholz. Unter den Bau- und Tischlerhölzern steht der Mahagoni obenan. Er wird sehr stark exportiert und seiner Güte wegen von allen

Mahagonibäumen Westindiens am meisten geschätzt. Ein Baum in den Waldbergen kostet gewöhnlich einen Dollar.

Von der Viehzucht auf Haiti kann ebenfalls wenig und nichts Rühmliches gesagt werden, obgleich eine üppige Flora vorhanden ist.

Außer den durch die Europäer eingeführten Haustieren misten hier nur Ratten und Mäuse, die großen Schaden anrichten, und Fledermäuse. Diese leben scharenweise in den Höhlen des Landes und haben an manchen Stellen ihre phosphathaltigen Exkremente so massig abgelagert, daß man wohl an deren Verwendung in der insularen Agrikultur denken könnte, obgleich sie dem wirklichen Guano nachstehen. Zu Scharen sieht man abends aus altem Gemäuer, aus Löchern in den Palmenstämmen und unter den Dächern der Häuser heraus das Sandmaul flattern.

Die Avifauna ist die weitausgedehnteste der Insel. Auf den flachen Sumpfgeländen der Küste stolziert der Flamingo. Dieser 4 bis 5 Fuß hohe, scharlachrote Vogel lebt truppweise. Bei der Jagd ist er ein schlauer Gegner; außerordentlich schwer ist es, die große Wachsamkeit und List dieser Tiere zu täuschen. Bei Gonaves und an den Salzseen werden sie häufig gesehen. Ihnen gesellen sich schöne Reiherarten zu, so der große und der kleine Silberreiher, der blaue Reiher, ein Winterresident. Schöne Sichelvögel, deren glänzendes Gefieder im Sonnenschein eine vortreffliche Wirkung hat, schreiten als Reisegäste am Strande einher, unter anderem der weiße Sichelvögel oder Zbis. Sein Fleisch ist zart und wird von den Eingeborenen sehr gesucht. In den Ebenen, in der Höhe der Habitationen trifft man am häufigsten jene Vögel, die von den Eingeborenen Poutis-tabak genannt werden. Sie sind so groß wie eine Amsel und ebenfalls von glänzend schwarzer Farbe. Ihr bügelförmiger, breitgedrückter Schnabel gibt ihnen ein eigentümliches Aussehen. Sie leben gesellschaftlich, ihrer 20 bis 30 zusammen. Der Lark ist sehr häufig auf der Insel. Die Einwohner nennen ihn auch wohl Eidechsenfresser, und das mit Recht. Er wartet ruhig, bleibt vollständig bewegungslos, bis eine Eidechse in seinen Bereich kommt, stürzt dann mit überraschender Schnelligkeit auf sein Opfer und tötet es. Papageien sind auch zahlreich, leben jedoch nur in bestimmten Distrikten. Sie sind ganz grün, nicht so wie die aus Brasilien und sprechen nicht. Die Schwärme erheben sich hoch in die Luft und kommen unter lautem Geschrei in die Ebenen herab, wenn sie nach guten Früchten küstern sind, oder wenn sie über irgend eine Plantage von Bananen herfallen, um sie zu verheeren. Während des Winters ziehen sie sich von der Küste in die bewaldeten Hügel des Inlands zurück. Das Fleisch dieser Papageien ist zäh und schmacklos. Unter den Raubvögeln sind Geier und Falken zu nennen. Eine Unmenge Sperlinge gibt es auf der Insel. Die Nachtigall belebt die Wälder durch ihre lieblichen Melodien und gibt der europäischer nichts nach. Das beste Jagdwild sind die Tauben. Das Reckhuhn ist eine aus Afrika eingeführte Art, dem sehr eifrig nachgestellt wird.

Sämtliche Schlangen, die auf der Insel vorkommen, sollen ungefährlich sein, trotzdem unter den nach Europa gesandten Exemplaren mehrere als giftig herausgefunden wurden. Man hört jedoch niemals, daß im Lande irgendjemand von einer giftigen Schlange gebissen worden wäre.

Die Industrie liegt auf der Insel noch ganz danieder. Die Eingeborenen besitzen an und für sich keinen Unternehmungsgeist, und Kapitalien fehlen im Lande fast gänzlich. Der Rum, obwohl von vorzüglicher Qualität, hat wegen mangelnder Nachfrage und geringer, unbeständiger Fabrikation keinen Platz auf dem Weltmarkt errungen. In den Städten finden wir einige Seifen-, Rübelen-, Kerzen- und Streichholzfabriken, auf dem Lande Ziegeleien und Kalkbrennerien. Etwas Schokolade wird ab und zu bereitet. Zigarren und Zigaretten werden in Santo Domingo hergestellt. Gerber, Sattler, Schmiede, Klempner, Schuhmacher finden sich überall zerstreut. Ihre Kunst jedoch ist nur gering. Die geschicktesten Arbeiter sind Spanier oder Engländer. Tongeschirre, rote Wasserkrüge, große irdene Wasserbehälter werden vielfach angefertigt, und zwar sind es die Bewohner des platten Landes, die sich damit abgeben. Einige schlichte Tischlerarbeiten werden hin und wieder ausgeführt; auch beschäftigten sich einige arbeitsame Landleute mit Holzschneidereien und Drechslerien. Einheimische Peitschen, Stöcke, rote Stühle, hölzerne Beden sieht man häufig auf dem Markt zum Verkauf angeboten. Nichts jedoch zeigt von eigenem Erfindungsgeist noch hohem Kunstsinne. Die Soldaten, die Gefangenen und andere fertigen Schiffsbejen, Sinsenmatten, Flechtwerk aus Bambus an, Tauc zum Fischfang, zu Hänematten, Körbe, Fächer und Hüte usw. Manchmal beschäftigen sich die Eingeborenen mit der Anfertigung von Wachskerzen und Palmes-Christiöl. Die Weiber machen allerlei Früchte ein. Eine weit ausgebreitete und ständige Industrie ist die Holzlosbereitung. Durchweg jedoch ist alle Industrie des Landes häuslich und nur schwach ausgebildet.

Der einzige in Haiti blühende Erwerbszweig ist der Handel. Ausgedehnte kommerzielle Beziehungen bestehen sowohl mit Europa als auch den Vereinigten Staaten. Allerdings könnte der Handel noch weit ergiebiger sein, wenn nicht der gänzliche Verfall des Ackerbaues seine volle Blüte verhinbert. Nordamerika besitzt die ausgedehnteste Beziehungen mit der schwarzen Republik. Mehr und mehr setzt sich deutsches Kapital und deutsche Ware im Lande fest.

Von der Bevölkerung Haitis, die auf 1,3 Millionen Köpfe geschätzt wird, ist das schwarze Element vorherrschend. Es bildet die

große Masse: neun Bezirke sind Nege, denen gegenüber die Mulatten, Kreolen und Weißen gar nicht in Betracht kommen. Durchstreift der Reisende das Inselgebiet im Innern, so bemerkt er den größten Unterschied zwischen einer haitianischen und einer europäischen Landschaft. Während man in Deutschland, England und Frankreich in gewissen Abständen abgeschlossene Dorfschaften oder zusammengehörte Häusergruppen kennt, sucht er solche vergebens auf Haiti. Da gibt es kein Dorf im Sinne dieses Wortes. Die Hütten der Eingeborenen liegen alle zerstreut, jede für sich, kaum, daß drei bis fünf sich vereinigen und den Hauptstich einer „Habitation“ anzeigen. Die kleinen Strohütten in den Bergen und auf dem flachen Lande liegen sogar versteckt im Gebüsch, weit ab von der Straße. Nur ein schmaler, launig gekrümmter Pfad führt über Tal und Berg zum Eingang der entlegenen Hütten. Ihre isolierte versteckte Lage, der gänzliche Mangel großer abgegrenzter Felder, das völlige Fehlen von wohlgeordneten Dorfschaften, alles das sind charakteristische Eigenschaften einer haitianischen Landschaft. Die Häuser der Stadt sind mehr nach europäischem Geschmack gebaut. In den Landhäusern findet man lustige, von dünnen Holzplanen eingeschlossene Zimmer mit einem leichten Schindeldach bedeckt. Die Tür überragt ein mächtiger Dachvorsprung, der die Bewohner vor den Sonnenstrahlen schützt. Der Fußboden wird der Kühle halber häufig mit Steinen gepflastert. Der Hof ist stets geräumig und wird meistens durch einige Fruchtbäume gesäumt, die dem Hausgeflügel zum Nachtquartier dienen. Gemüsegärten und Gräberchen schließen sich den Bäumen an. Die Bauernwohnungen in den Ebenen und auf den Bergen sind höchst einfache, kleine, mit Stroh und Gräsern bedeckte Hütten. Zum Bau rammen die zur „Combite“ bereinigten Nachbarn gerade oder krumme Pfähle in rechteckiger Form in die Erde, schleichen in die Zwischenräume leichte Zweige ein und bewerfen diese lorbegitterten Wände mit Lehm. Ein weißer Kalkanstrich gibt der Wand eine freundlichere Farbe. Durchweg hat jede solcher Hütten ein Gemach oder zwei Räumlichkeiten.

Was die Verfassung Haitis angeht, so liegt die Exekutivgewalt in der Hand des Präsidenten. Er wird auf 7 Jahre gewählt und tritt am 15. Mai in Funktion. Er beruft seine Staatssekretäre, führt den Oberbefehl über die Armee und Marine, verleiht die militärischen Grade, ernennt die Staatsbeamten, gibt die Gesetze bekannt, macht Friedensschlüsse, Freundschafts- und Handelsverträge ab. Er erhält ein Jahresgehalt von 72 000 Mark. Die legislative Gewalt ruht in der Kammer der Gemeinen und im Senat. Der Senat zählt 39 auf Jahre teils vom Hause der Gemeinen gewählte, teils vom Präsidenten ernannte Mitglieder, die sich je zu einem Drittel alle zwei Jahre ergänzen, das Haus der Gemeinen 95 direkt von allen 21 Jahre alten Einwohnern auf drei Jahre gewählte Abgeordnete. Beide Körper bilden die Nationalversammlung. Die Attributionen der Nationalversammlung sind, neben der Wahl des Präsidenten, die Erklärung von Krieg, die Ratifizierung oder Verwerfung von Friedensschlüssen, die Revision der Konstitution, wenn solche erforderlich ist. Weisungen sind den drückendsten Beschränkungen (Verbot des Grundbesitzes, hohe Steuern und so weiter) ausgesetzt; wie denn in allen haitianischen Konstitutionen der Haß gegen die Fremden hindurchblickt.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Felix Linke: Ist die Welt bewohnt? (Stuttgart. J. H. W. Dieß Nachf.) Linke wagt nicht die rein spekulative und daher niemals ergalt zu entscheidende Frage auf, ob auf irgend welchen Himmelskörpern unter uns Erdenbewohnern ganz fremden und somit völlig veränderten Verhältnissen Lebewesen irgend einer Art bestehen können, sondern er will lediglich untersuchen, ob auf den uns bekannten Planeten ähnliche Bedingungen der Wohnbarkeit wie wir sie haben, bestehen. Demnach ist das Wüchlein im wesentlichen eine interessant geschriebene Darstellung dessen, was wir über die physische Beschaffenheit der Planeten und ihrer Monde positiv wissen oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten können. Linke kommt dabei zu dem Schluß, daß nur auf der Venus, die als jüngere Schwester der Erde bezeichnet werden könne, organisches Leben anzunehmen sei, das sich demaleinst, vielleicht in Jahrtausenden soweit entwickelt haben dürfte, daß auch Menschen dort anzutreffen sein würden. Der Verfasser fügt dann noch ein anregendes Kapitel über „die Ausbreitung des Lebens durch den Weltraum“ hinzu, worin er die Lehre von der Panpermie, der Ausbreitung der Lebenskeime durch den ganzen Weltraum infolge des Strahlungsdruckes im Anschluß an die Vorstellungen des schwedischen Forschers Arrhenius, um dessen Einfluß Linke sehr stark steht, in verständlicher und auch das Hypothetische scharf betonender Weise darlegt. Das Wüchlein kann daher als angenehm belehrende Lektüre empfohlen werden. B. B.

Psychologisches.

Die Geburt des Geistes. Ueber die Entstehung der ersten geistigen Regungen in der Entwicklung des Menschen hat der New Yorker Arzt Dr. Frederic Peterson umfangreiche Untersuchungen

angestellt, die er im „Medical Record“ bespricht. Die Versuche wurden mit über tausend neugeborenen Kindern vorgenommen und gingen darauf aus, das erste Erscheinen der verschiedenen Sinnesreaktionen festzustellen. Peterson kam zu dem Resultat, daß einige geistige Merkmale sich erst nach der Geburt entwickeln, einige bei der Geburt schon da sind und andere, wenigstens als Kraft bereits zuvor existieren. Lichtempfindlichkeit scheint bei den meisten Kindern sogleich bei der Geburt vorhanden zu sein, und das ist auch der Fall bei Frühgeburten. Der optische Sinn ist sogar schon einige Zeit vor der Geburt völlig ausgebildet, um Eindrücke zu empfangen. Die Tonempfindlichkeit konnte schon bei der Geburt noch deutlicher konstatiert werden, als die Empfindlichkeit für Lichteindrücke, denn 275 normale Kinder reagierten am ersten Lebenstage auf Töne und 146 auf Licht. Die gleichen Bedingungen bestehen bei den Frühgeburten, von denen viele am ersten Tage auf Ton- und Lichteindrücke gut reagieren. Diese Tatsache, die zu der Meinung vieler Autoritäten im Widerspruch steht, ist durch die Versuche einwandfrei erwiesen. Was den Geschmackssinn anbelangt, so konnte festgestellt werden, daß die Neugeborenen auf salzige, süße, bittere und saure Substanzen verschieden reagierten. Auch das Vorhandensein des Geruchsinns wurde sogleich bei neugeborenen Kindern festgestellt und ebenso bei Frühgeburten. Reaktionen auf Berührung, Temperatur oder schmerzzerregende Reizmittel waren bei normalen Kindern ebenso wie bei Frühgeburten vorhanden, aber Peterson konnte konstatieren, daß die Empfindlichkeit gegen Schmerzreize, obwohl vorhanden, doch viel unbestimmter und ungewisser ist als im späteren Leben, so daß man wohl zu der Ansicht gelangen kann, die Schmerzempfindung sei in den Neugeborenen noch nicht völlig ausgebildet. Eine interessante Tatsache förderte auch die Beobachtung zutage, daß die Gefühle von Hunger und Durst häufig bereits am ersten Tage festgestellt werden konnten, obwohl das wirkliche Nahrungsbedürfnis meist erst nach dem ersten oder zweiten Tage vorhanden ist, weil das Kind noch von der Mutter empfangene Nahrung mit auf die Welt bringt. Nach all seinen Beobachtungen glaubt der Gelehrte guten Grund zu der Annahme zu haben, daß das neugeborene Kind mit einem kleinen Vorrat von Erfahrungen, Assoziationsgefühlen und einem in der Anlage vorhandenen Bewußtsein zur Welt kommt. Die Tatsache, daß sogar bei vorzeitig geborenen Kindern die Sinne bereits zur Aufnahme von Eindrücken vorgebildet gefunden werden, läßt sich nach Petersons Ansicht nur so erklären, daß solche Eindrücke bereits empfangen worden sein müssen und aufgespeichert sind in der dunklen Vorratskammer eines schon beginnenden Erinnerungsvermögens. Er geht sogar so weit, zu behaupten, daß das Kind im Mutterleibe möglicherweise eine Art von ungewissen Lichteindrücken empfangen haben mag, wobei vorausgesetzt wird, daß im Innern des Körpers der Wechsel von Tag und Nacht in einem schwachen Grade durch Veränderungen des Lichtes sich äußern kann. Er stützt sich bei dieser Vermutung auf die Durchleuchtung der Hände mit einem Licht und der Stirnknochen und Stirnhöhle mit dem elektrischen Licht und behauptet, daß das Sonnenlicht eine noch größere Möglichkeit des Eindringens für sich in Anspruch nehmen kann, als jedes künstliche Licht. Eine größere Wahrscheinlichkeit als das Vorhandensein von Lichtempfindungen im Mutterleib liegt nach Peterson für eine Erregung des Hörsinnes durch Tonempfindungen bei dem noch nicht geborenen Kinde vor, da Geräusche, die im Körper der Mutter erzeugt werden, durch Vermittlung der tonleitenden Knochen an das Ohr des Embryos gebracht werden können. Die so beobachteten Geistesanlagen sind nach Peterson bei allen Kindern gleich, denn er konnte keine Unterschiede in dieser Beziehung entdecken, weder zwischen den Kindern verschiedener Eltern, noch zwischen denen verschiedener Rassen, da sich unter den von ihm untersuchten Kindern sowohl Weiße wie Neger befanden.

Aus dem Pflanzenleben.

Neue Tabakstudien. Der Tabak muß doch ein sehr geheimnisvoller Stoff sein, da die Ärzte und Hygieniker trotz fortgeschrittener Beschäftigung mit dieser Frage nicht zur Entscheidung darüber kommen können, in welchem Bestandteil des Tabaks seine schädigende Eigenschaft beruht und wie die durch das Rauchen oder sonstigen Gebrauch von Tabak entstehende Gefahr überhaupt zu bewerten ist. Immer aufs neue ergeben sich abweichende Meinungen darüber. Einige Angaben auf Grund neuer Forschungen, die wenigstens manchen bestimmten Anhalt geben, hat Dr. Witter vor der Medizinischen Gesellschaft in Kiel gemacht. Als hauptsächlichste Ergebnisse seiner Untersuchungen hebt er hervor, daß zunächst die Stärke oder, wie man auch zu sagen pflegt, Schwere einer Zigarre wenigstens bei dem in Deutschland gebauten Tabak nicht von ihrem Gehalt an Nikotin abhängig ist. Ein Rauchtobak, der doch, wenn nicht eine sehr gefestigte Gewohnheit vorliegt, unangenehmer zu wirken pflegt, wie eine Zigarre, an die man sich weit leichter gewöhnt, enthält doch erheblich weniger Nikotin als diese. Schon daraus ließe sich eine Bestätigung des schon oft ausgesprochenen Satzes ableiten, daß der Nikotinhalt nicht allein die Schädlichkeit des Tabaks bestimmt. Schwere Zigarren sollte man noch früher aus der Hand legen als leichtere, weil sich bei jenen das Nikotin gegen das Ende hin mehr ansammelt. Feuchte Zigarren sind deshalb so schwer, weil aus ihrem Rauch mehr Nikotin in die Mundhöhle aufgenommen wird. Vorwärts- und Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.